

... Thomas Nierle, Chefarzt am Spital in Moutier und Präsident von
«Médecins Sans Frontières» Schweiz

«Einmal mehr sind wir in die Lücke gesprungen»

Daniel Lüthi

Text und Bilder

Es ist bloss ein farbiges Bild im kahlen Spitalflur, das daran erinnert. Afrika ist weit weg, und doch sehr schnell ganz nah. Wir sitzen in Moutier, dem Hauptort des Berner Juras, aber sofort sind wir gedanklich in Monrovia, der Hauptstadt von Liberia – und der Hauptstadt von Ebola. Bald ist Thomas Nierle wieder dort.

Dramatische Lage

Ebola sei 1976 in Kongo entdeckt worden und nach einem Fluss im Land benannt worden, erzählt er. Die ersten Fälle der aktuellen Epidemie traten Ende letzten Jahres in einer Gegend auf, wo «Médecins Sans Frontières (MSF)» daran war, gegen Malaria anzukämpfen. «Das war in Gueckedou in Guinea, und wir waren die ersten, die Blutproben nach Frankreich ver-

sandt und so Ebola im Labor nachgewiesen haben. Dann haben wir in Gueckedou auch gleich ein Behandlungszentrum aufgebaut.» Seither gibt es nach offiziellen Schätzungen über 14000 Infizierte und mehr als 5000 Todesopfer. «Wir gehen allerdings davon aus, dass die wirklichen Zahlen höher liegen. Erfasst wurden initial nur diejenigen Patienten, die in irgendeinem medizinischen Zentrum gelandet sind. Die Dunkelziffer ist sicherlich hoch. Die Lage war – und ist immer noch – dramatisch.»

Eines der Hauptprobleme bei der Verbreitung von Ebola: Die betroffene Bevölkerung ist sehr mobil, also viel unterwegs. So trugen die Menschen, die der gleichen ethnischen Gruppe angehören, das Virus von Guinea rasend schnell nach Liberia und

danielluethi[at]gmx.ch



Sierra Leone. «Im April bereits geriet die Situation völlig ausser Kontrolle», berichtet Nierle, «weder die Leute noch die Regierungen wussten, was Ebola ist, der Aufbau eines Epidemie-Managements klappte überhaupt nicht, die Weltgesundheitsorganisation WHO blieb viel zu lange untätig und handelte dann viel zu zögerlich. In einem Gebiet mit einem ohnehin äusserst defizitären Gesundheitssystem kam deshalb rasch eine gefährliche Spirale in Gang. Man muss sich vorstellen: Da gibt es weder Handschuhe noch Desinfektionsmittel.»

Womit ein zweites grosses Problem dieser Epidemie angesprochen ist: das Risiko auch für Pflegende, sich anzustecken. «Entgegen jedem menschlichen Reflex dürfen sich auch Angehörige nicht direkt um die Erkrankten kümmern, ein Händedruck ist verboten, es gilt die no-contact-Regel. Dies ist natürlich sehr schwierig durchzusetzen.»

Konkret galt es, sehr schnell Isolations-Zentren

«Ich mache das, weil ich an ein Ideal glaube.»

zu errichten und das medizinische Personal mit Schutzanzügen auszustatten. «Wer mit einem solchen Anzug auftaucht, sieht aus wie ein Marsmensch. Deshalb wird in den betroffenen Ländern das Gerücht herumgeboten, es seien diese Leute in den seltsamen Kleidern, die das Unheil eingeschleppt hätten. Es ist also auch sehr viel Aufklärungsarbeit nötig. Aber: Die betroffenen Länder waren – und sind! – mit dieser Katastrophe völlig überfordert. Gleichzeitig wurde – und wird! – im Westen das Ausmass der Epidemie immer noch dramatisch unterschätzt. Was im Gebiet der Epidemie zurzeit funktioniert, ist MSF – und sonst eigentlich nichts. Wir haben 20 Jahre Erfahrung mit Ebola. Einmal mehr sind wir in die Lücke gesprungen.» Eine Lücke, die immer grösser wird: «Allein in Monrovia fehlen uns rund 1000 Isolationsbetten. Und es gibt ernstzunehmende Organisationen, die eine Million Infizierte voraussagen. Wir stehen also unter einem enormen Druck.»

Ganz oben – ganz unten

Wir: Das ist seine Organisation, «Médecins Sans Frontières». Die Schweiz ist eines ihrer fünf operationellen Zentren, und Thomas Nierle ist dessen Präsident. Einer, der viel unterwegs ist, aber nicht in Fünfsternehotels übernachtet und nicht bloss Regierungsvertreter trifft. Einer, der ganz oben tätig ist und ganz unten. Auch diesmal wird er in Liberia bei 35 Grad Celsius wieder selber in einen Schutzanzug steigen, wird schwitzend an Patientenbetten stehen, wird vielleicht an den sprichwörtlichen Tropfen auf den heissen Stein denken und sich selber der akuten Infektionsgefahr aussetzen. Nicht nur im Isolationszentrum, sondern auch draussen auf der Strasse.



Thomas Nierle

Thomas Nierle wurde 1966 in Frankfurt geboren. Die Schulen und das Medizinstudium absolvierte er in Ulm. 1993 erwarb er dort sein Arztdiplom und bildete sich anschliessend weiter in Hämatologie, Onkologie und Infektiologie. In diesen Disziplinen arbeitete er auch an der Charité in Berlin. 1997 reiste er als Vertreter von «Médecins Sans Frontières» (MSF) nach Afghanistan, 1998 und 1999 arbeitete er für MSF in Madagaskar und Burundi. Ab 1999 übernahm er bei MSF Schweiz zunehmend operative und strategische Verantwortung. 2004 bis 2007 arbeitete er für das Centre Hospitalier du Centre du Valais in Sierre, 2007 wurde er Spezialarzt FMH für Innere Medizin. 2008 und 2009 war er Oberarzt in der Notaufnahme am Universitätsspital Genf und schloss dort eine Zusatzausbildung in klinischer Notfallmedizin ab. Seit Juli 2009 ist er Chefarzt am Spital in Moutier. 2009. Im Mai 2014 wurde er zum Präsidenten von «Médecins Sans Frontières» (MSF) Schweiz gewählt. Thomas Nierle ist Vater einer neunjährigen Tochter. Er lebt in Yverdon.

«Die Krankheit wird via Körperflüssigkeiten übertragen, die Ansteckungsgefahr ist bei engem Kontakt mit einem Erkrankten gross. Jeder, der fiebert oder erbricht, ist eine potentielle Bedrohung.»

Hat er keine Angst, wie andere auch vom Helfer zum Patienten oder gar zum Todgeweihten zu werden? «Ein Null-Risiko gibt es nicht, das muss auch ich akzeptieren.» Warum macht er das, warum tut er sich das an? Auch diese Antwort ist klar: «Ich mache das, weil ich an ein Ideal glaube. Weil ich weiss, dass Menschen in Not ein Anrecht haben auf Aufmerksamkeit, Beistand und medizinische Hilfe. Und weil ich in einer Organisation arbeite, die es mir erlaubt, meinen militanten Humanismus zu leben und für die Gemeinschaft etwas zu tun.» Mit anderen Wor-

ten: Thomas Nierle sieht sich auch ganz persönlich als Arzt ohne Grenzen.

Übrigens: Als Reaktion auf die Epidemie die Grenzen zu schliessen, beurteilt er angesichts der erwähnten Mobilität als sehr kurzsichtige Massnahme. «Zudem isoliert man die Menschen in Not noch mehr, damit dreht sich die Eskalationsspirale noch schneller. Nicht abschotten muss die Devise sein, sondern intervenieren, im grossen Stil, mit Hilfe von Militär und Zivilschutz.» Die Chancen, im Kampf gegen Ebola etwas zu erreichen, beurteilt er so: «Ohne medizinische Versorgung liegt die Mortalitätsrate bei 90 Prozent. Mit einer guten Versorgung können wir sie unter die 30-Prozent-Marke drücken.»

Norden und Süden

Thomas Nierle spricht oft in langen Sequenzen, ruhig und fast durchwegs druckreif. Bisweilen hält er inne und blickt zum Fenster hinaus, wo er grüne Wiesen und Wälder sieht, bürgerliche Häuser, Gewerbe und Kommerz. Und während wir uns hier, im

Sondern wir müssen uns auch den Umständen zuwenden, den Gründen, die Menschen leiden lassen. In einem Kriegsgebiet kann ich auch nicht bloss die Opfer pflegen. Ich muss ebenso bei denen intervenieren, die die Bomben einsetzen und das Leiden verursachen.» Eine dezidierte politische Haltung und Arbeit gehört für den MSF-Präsidenten also dazu, hier und dort. Ein akademischer Titel hingegen ist für ihn – trotz einiger Publikationen in angesehenen medizinischen Zeitschriften – nebensächlich: «Der Dokortitel macht uns nicht zu besseren Ärzten und sagt, zumindest in der Humanmedizin, auch meist nur wenig über unsere wissenschaftlichen Fähigkeiten aus.»

Thomas Nierle pendelt zwischen verschiedenen Welten hin und her – und macht, wie er sagt, immer das gleiche: Er engagiert sich. Moutier und MSF machen als Pensum je 50 Prozent aus – auf dem Papier. «In Wirklichkeit sind es wohl zweimal 80 Prozent», kommentiert Nierle. Eine Kerze also, die an beiden Enden brennt? «Erwecke ich den Eindruck, ausge-

«Der Dokortitel macht uns nicht zu besseren Ärzten.»

gut eingerichteten Schweizer Spital über die Not im Süden unterhalten, drängt sich hinter aller Hochachtung, allem Respekt, ja aller Bewunderung die freche Frage hervor: Warum denn setzen Sie einen Teil ihrer Energie immer noch hier ein, wo doch eigentlich alle alles haben? Warum kümmern Sie sich immer noch um Zivilisationskrankheiten des Nordens, um Symptome des Überflusses also, wo doch die Not im Süden immer grösser wird? Jetzt, wo der Ebola-Virus bereits in Nigeria, Senegal und vielleicht auch der Elfenbeinküste aufgetaucht ist? Nierle antwortet unaufgeregt, aber eindringlich wie gewohnt: «Ich habe eine grundsätzliche Überzeugung: Ich bin Arzt und kümmere mich um Menschen. Überall dort, wo diese mich brauchen.» Also auch in Moutier. Oder vielleicht gerade auch hier, weil dieser Ort Teil einer Randregion ist, wo beispielsweise immer wieder Pläne manifest werden, das Spital zu schliessen. Auch hier kümmert sich Nierle. «Mit der Hyper-Spezialisierung und der zunehmenden Zentralisierung sind wir auf dem falschen Weg. Auch in der Schweiz brauchen wir die Nähe zur Bevölkerung. Im Übrigen ist ein Spital gerade in einem peripheren Gebiet auch ein bedeutender Arbeitgeber.» Wichtig, sagt Nierle, sei der Gesamtblick, gerade bei Ärztinnen und Ärzten: «Es ist nicht nur unsere Rolle, Menschen zu behandeln.

brannt zu sein?», fragt er zurück. Und stellt fest: «Ich möchte nicht das eine für das andere aufgeben. Und ich erhalte ja immer auch viel zurück.» Er erzählt von einem Einsatz 1999 in Burundi: «In einer Art Konzentrationslager hatte ein Soldat in die Menge geschossen, die Lage war sehr explosiv. Wir fuhren mit drei Ambulanzen als einzige mitten hinein, borgen Tote und versorgten Verletzte. Das vergesse ich nie mehr: 20 000 Menschen jubelten uns zu. Nur weil wir dort waren. Weil wir uns kümmerten. Und weil wir einen Beitrag dazu leisteten, dass das Leiden dieser Menschen nicht in Vergessenheit gerät.»

Safari in der Schweiz

Ruhe und Erholung sucht Nierle, wenn er dazu kommt, in der Natur. «Tiere zu fotografieren, ist mein Ausgleich.» Weite Reisen mag er in der Freizeit nicht, davon hat er im Berufsleben genug. Am liebsten geht er von seinem Häuschen im Wallis aus auf Fotosafari. Auf dem Laptop, wo wir gerade eine Karte von Westafrika angeschaut haben, zeigt er jetzt das Bild eines Bartgeiers, das er im Wallis geschossen hat. Und von Küstenseeschwalben, die am Neuenburgersee brüten. «Ein seltenes Ereignis, und für mich als Fotograf ein Glückstreffer.» Und wenn er in Afrika weilt, geht er dann auch auf Safari? Thomas Nierle schüttelt den Kopf: «Nöö, dort habe ich anderes zu tun.»

Die nächste «Begegnung mit ...»

Am Ende jeden Monats stellt die Schweizerische Ärztezeitung eine Persönlichkeit vor, die sich im Gesundheitswesen engagiert. Im Dezember schildert Daniel Lüthi seine Begegnung mit Elisabeth Kurth: erste Hebamme, die an einer Schweizer Universität promovierte, Lehrbeauftragte in Winterthur und Geschäftsführerin eines Hebammen-Netzwerkes in Basel.